

Die Geschichte eines Fotos

Matthias Härtel



Von meinem Leben in der DDR, einer schönen
und unbeschwertem Kindheit und Jugend,
meinem Widerstand gegen die Diktatur,
der Haftzeit in Bautzen und der schmerzhaften
Trennung von meiner Familie.

Die Geschichte eines Fotos

Matthias Härtel

Von meinem Leben in der DDR, einer schönen und unbeschwertem Kindheit und Jugend, meinem Widerstand gegen die Diktatur, der Haftzeit in Bautzen und der schmerhaften Trennung von meiner Familie.



Matthias Härtel

Die Geschichte eines Fotos

Von meinem Leben in der DDR, einer schönen und unbeschwerlichen Kindheit und Jugend, meinem Widerstand gegen die Diktatur, der Haftzeit in Bautzen und der schmerzhaften Trennung von meiner Familie

Über dieses Buch

Im Frühjahr 1984, als die ersten zarten Sonnenstrahlen durch die noch kühle Luft streichen, hält ein fotografischer Moment die Zeit an. Das Bild zeigt meine Eltern, meinen kleinen Bruder und mich in der DDR in unserem kleinen Wohnzimmer. Für uns ist dieser Augenblick nicht einfach nur ein weiterer Frühlingsabend - es sollte mein letzter Abend in einem Land sein, das mir so viel gegeben und auch so viel genommen hatte.

Mein Vater, ein Mann von stoischer Ruhe, hat auf dem Foto einen starren Blick, der mehr erzählt als Worte je könnten. In seinen Augen blitzt die Sorge um unsere Zukunft auf, die Verzweiflung über die Umstände, die uns trennen sollten. Neben ihm sitzt meine Mutter, deren Gesicht von tiefer Traurigkeit gezeichnet ist. Ihre Augen spiegeln die Angst wider, die sie empfinden musste - die Angst, ihr Kind gehenzulassen, während sie selbst in der Heimat gefangen blieb.

Und ich? Ich erinnere mich an den Kloß im Hals, der kaum zu ertragen war. Während wir Erwachsenen von der drückenden Realität überwältigt sind, lächelt mein kleiner Bruder ahnungslos und voller Unschuld in die Kamera. Nichts ahnend, dass er seinen großen Bruder viele Jahre nicht mehr sehen wird. Dieses Bild ist mehr als nur ein Schnappschuss; es ist ein Fenster in die Seele einer Familie, die vor einer völlig ungewissen Zukunft steht.

In diesem Buch erfahren Sie viel Interessantes über das Leben in der DDR im Allgemeinen, vor allem aber über die Hoffnung in Zeiten der Unterdrückung, über den Mut, auch das scheinbar Unmögliche zu versuchen, über den Aufbruch in ein neues Leben nach der Haft als politischer Gefangener in Bautzen, und über die Liebe, die unsere Familie, egal, wo wir auch waren, nie verlassen hat.

* * *

Vorwort

In einer Zeit, in der das Geschichtsbewusstsein der jungen Generation oft nur bruchstückhaft ausgeprägt ist, erscheint es mir wichtiger denn je, als Zeitzeuge über meine Erfahrungen in der Deutschen Demokratischen Republik, der DDR, zu berichten. Mein Buch richtet sich insbesondere an junge Menschen, die heute wieder Parteien wie Die Linke wählen und sich mit marxistischen Idealen identifizieren. Ich möchte ihnen eine nüchterne, sachliche Perspektive aufzeigen und beschreiben, wie es damals wirklich war.

Ich war und bin ein Gegner des Sozialismus. Dennoch habe ich die Menschen in der DDR und ihren außergewöhnlichen Einfallsreichtum immer geschätzt. In vielen Gesprächen, die ich geführt habe, wird häufig über die vermeintlichen Vorteile des Systems diskutiert. Es stimmt, dass wir in der Regel eine schöne Kindheit und eine wirklich tolle Jugend hatten. Die DDR konnte in der Tat manch bemerkenswerte Errungenschaften vorweisen und viele Russen, die in der DDR lebten, waren davon überzeugt, dass sie sich bereits im Westen befänden. Der Lebensstandard war verglichen mit anderen Staaten des Ostblocks unbestritten am höchsten.

Doch trotz dieser positiven Aspekte war die DDR eine Diktatur, mit all den beängstigenden Facetten, die mit einem solchen Regime einhergehen. Überwachung,

Schießbefehl an der Grenze, Denunziantentum und die ständige Bedrohung durch die Stasi waren Teil des Alltagslebens. Viele Menschen erlitten politische Haft, waren Zeugen von Zwangsaoptionen von Kindern oder wurden in sogenannten „Jugendwerkhöfen“ untergebracht.

Die DDR wollte nach außen hin den Schein einer Demokratie wahren. In der Verfassung war vom „Wohl des Volkes“ die Rede und auch bei Wahlen wurde ein demokratisches Bild inszeniert. Dabei war die Realität weit davon entfernt.

Wenn heute Parteifunktionäre wie z.B. Heidi Reichinnek behaupten, Die Linke werde einen neuen „echten demokratischen Sozialismus“ einführen, dann ist das nichts anderes als eine gefährliche Augenwischerei - die Parallelen zu meinem Erleben in der DDR sind alarmierend.

Deshalb appelliere ich an alle, insbesondere an die jüngere Generation: Wählt niemals Die Linke!

NIEMALS!

Dieses Buch besteht aus zwei Teilen. Im ersten - autobiographischen - Teil beschreibe ich meine Erlebnisse in der DDR und nach meiner Ausbürgerung bis zum Jahr 1997. Im zweiten Teil versuche ich, aktuelle gesellschaftspolitische Diskussionen vor dem Hintergrund meiner persönlichen Erfahrungen in der DDR in eine andere Perspektive zu setzen.

Ich bitte meine Leser, mein Buch weiterzulehnen und mit jungen Leuten darüber zu sprechen, wie der Sozialismus in der Praxis wirklich war. Unsere Geschichte sollte nicht in Vergessenheit geraten, und gerade wir

Zeitzeugen tragen die Verantwortung dafür, die Wahrheit zu erzählen. Lasst uns gemeinsam dafür sorgen, dass die Lehren aus der Vergangenheit nicht verloren gehen.

Landshut im Januar 2026

Erster Teil

Kindheit in der DDR (1965)

Ein Wintertag im Jahre 1965 irgendwo im Erzgebirge in der DDR. Draußen sind minus 20 Grad und am Vortag hat es wieder mal heftig geschneit. Um vier Uhr morgens klingelt der Wecker meiner Mutter; nur einmal, dann ist sie wach, steht schnell auf und geht durch den eiskalten Flur in unsere kleine Küche. Dort heizt sie mit dem Ofenanzünder und kleinen Holzspänen (die ich immer mit dem Beil herrichte) den kleinen, uralten Ofen an. Wenn das Feuerchen gescheit brennt, legt sie dicke Holzscheite nach. Dann kommt ein großer Topf mit Wasser auf die Herdplatte, um Wasser fürs Waschen warm zu machen. Außerdem wird eine große Kanne mit Muckefuck (Malzkaffee) warmgemacht. Mutti richtet dann das bescheidene Frühstück her, das meist aus Speckfettbroten besteht, und unsere kleinen ledernen Taschen für den Kindergarten.

Punkt fünf Uhr morgens schmeißt uns Mutti aus unserem Doppelstockbett, das bei ihr im Schlafzimmer steht. Wir gehen schnell in die nun warme Küche. Mein kleiner Bruder, gerade mal drei Jahre alt, setzt sich auf die kleine Holzbank und schläft gleich wieder ein. Ich wasche mich in der Waschschüssel, die Mutti schon hergerichtet hat. Ins Bad zu gehen, ist unmöglich, da das Badezimmer eiskalt ist und wir es im Winter praktisch nicht benutzen. Frühstück, eine Tasse Muckefuck, anziehen und um 5.45 Uhr schickt

uns Muttern dann in die Spur. Ich bin damals fünf Jahre alt und für meinen Bruder verantwortlich. Dick eingemummelt stapfen wir Hand in Hand durch den tiefen Schnee und erreichen nach 15 Minuten den Kindergarten. Dort ist es dann schön warm, und wir werden dort bis 16.00 Uhr bleiben.

Um sechs Uhr verlässt meine Mutter die kleine Altbauwohnung und läuft einen Kilometer bis zum Bus. Mit dem zumeist gut geheiztem Bus fährt sie in die Stadt, steigt dort in die fast immer eiskalte Straßenbahn um und kommt dann kurz vor sieben Uhr in ihrer Arbeitsstelle an, einer alten Schuhfabrik, in der sie im Akkord mit einer riesigen Nähmaschine Lederteile zusammennäht. Um 16.00 Uhr hat sie Feierabend und fährt dann mit der Straßenbahn in die Stadt. Dort versucht sie, was zu „ergattern“ und steht hier und dort in einer Warteschlange. Meist ist sie dann um 18.00 Uhr endlich zu Hause, geschafft von der harten Arbeit.

Wir sind schon um 16.15 Uhr zu Hause gewesen. Ich habe den Schlüssel und mache mich sofort daran, den kleinen Ofen in der Küche wieder einzuheizen. Dann ist der große Kachelofen im Wohnzimmer dran. Von einem großen Holzklotz schlage ich mit meinem kleinen messerscharfen Handbeil dünne Scheite ab, gleich so viel, dass Mutti am nächsten Morgen genug für die Küche hat. Dann zerknölle ich Zeitungspapier und stopfe es in den Ofen, darunter den Ofenanzünder. Ich schichte die Holzscheite um das Zeitungspapier herum, lege noch Briketts darauf und baue so etwas, wie eine kleine Pyramide.

Ist alles fertig, zünde ich den Ofenanzünder mit einem Streichholz an, schließe die erste Klappe und warte, bis ich das Knistern deutlich höre. Erst dann verschließe ich die gusseiserne schwere Türe. Mit einem Ohr an den Ofen gelehnt warte ich, bis ich das tiefe Bullern höre, denn dann habe ich alles richtig gemacht und kann mit meinem Bruder spielen. Eine halbe Stunde später spüren wir endlich, wie die Wärme des Kachelofens die ganze Wohnung durchströmt.

Gegen 18.00 Uhr ist Muttern da und nimmt uns freudestrahlend in die Arme. Sie vergisst nie, mich zu loben, weil es überall so schön warm ist! Dann fängt sie in der Küche an zu kochen und meist schafft sie es, dass wir gegen 19.00 Uhr endlich essen können. Danach wird abgewaschen und wir Jungs verschwinden im Bett. Mutti geht dann ins Wohnzimmer, hört ein bisschen Radio und liest meist noch ein Buch. Fernseher? Gibt es nicht.

Samstag ist Washtag, und alle Frauen des Hauses treffen sich früh um sechs Uhr im Keller in der großen Waschküche. Hier steht ein riesiger Bottich, unter dem ich ein großes Feuer entfache. Wenn das Wasser heiß ist, begann das Drama. Die Frauen waschen ihre Wäsche mir der Hand, rubbeln wie die Blöden, dann wird klargespült und ausgewrungen. Die Wäsche kommt danach in große Körbe, wird drei Stockwerke nach oben geschleppt und auf dem Dachboden aufgehängt.

Ich vergesse diese Zeiten niemals und die harten Entbehrungen haben sich mir bis heute eingeprägt. Im Vergleich dazu leben wir heute in einer Traumwelt, in der man nur noch Knöpfe drücken muss.



Foto: Mein kleiner Bruder und ich sind startklar für den Kindergarten, zu dem wir natürlich alleine und zu Fuß gehen, egal bei welchem Wetter. Was wir alles nicht haben: keinen Fernseher, keine Zentralheizung, kein warmes Wasser, keine Waschmaschine, keine Schleuder, keinen Geschirrspüler, keine Mikrowelle, kein Internet, kein Handy, nicht mal ein Fahrrad oder einen Roller. Was wir hatten: Die

schönste Kindheit, die man sich nur denken kann, viele Freunde und die liebste alleinerziehende Mutti der Welt.

Schule in der DDR (1967 bis 1977)

Wer erinnert sich nicht an die zumeist wunderbare Schulzeit in der DDR. Egal ob Grundschule oder später die POS - die meisten von uns sind wohl gerne in die Schule gegangen, hatten eine Menge Freunde dort, später die ersten schüchternen Liebeleien und in der Regel wirklich tolle Lehrer.

Wohl für jeden unvergesslich war natürlich der Schulanfang, der im Leben eines jeden Kindes in der DDR etwas ganz Besonderes war und dementsprechend im Kreise der Familie gefeiert wurde. Besondere Kleidung und natürlich die obligatorische Zuckertüte waren Pflicht. Meine damals noch alleinerziehende Mutter übertraf sich da einmal wieder selbst, denn sie nähte mir, zusammen mit ihrer Schwester, einen wundervollen Anzug, den ich an diesem für mich so bedeutendem Tage stolz trug. Und erst meine Zuckertüte, die eine der größten überhaupt war, und die ich kaum tragen konnte! Als Krönung schaute oben der goldene riesige Osterhase aus dem Westen heraus, den die Verwandtschaft rechtzeitig vorab geschickt hatte. Nach der Einschulung wurde mit der Familie gefeiert und es gab leckere Sahnetorte, echten Bohnenkaffee aus dem Westen und Waldmeisterbrause für die Kinder. Auch die nigelnagelneue Schultasche, Ranzen genannt, lag für mich bereit und ich habe den Geruch des Leders noch heute in der Nase. Ferner gab es ein kleines ledernes Federmäppchen, in dem schon die Stifte und vor allem der

Pelikan-Füllfederhalter aus dem Westen einsortiert waren. Auf den Füller war ich besonders stolz und er wurde von den anderen Mitschülern gehörig bewundert. Der Hase wurde irgendwann geköpft und zusammen mit meinem kleinen Bruder „vernichtet“ - teilen war damals schließlich ganz normal. Es war also ein glücklicher Tag für mich, den ich nie vergessen werde, und zum Glück wurden diese Augenblicke von meinem Onkel für die Nachwelt festgehalten.

Thema Ferienlager: Fast jedes Kind in der DDR fieberte den großen Schulferien entgegen, denn dann ging es ab ins Ferienlager. Je nachdem, in welchem Betrieb die Eltern arbeiteten, waren diese Lager entsprechend ausgestattet und lagen zumeist an einem See, wenn nicht gar an der Ostsee. Für drei Wochen wurde man verschickt und die Eltern machten sich keinen Kopf, was da mit den Gören wohl alles passiert. Und das Beste war für uns, dass nach dem Ferienlager vor dem Urlaub war, denn zumindest unsere



Foto: Ich am Tag meiner Einschulung

Familie fuhr danach gleich in den Urlaub - oft mit dem Trabi an die Ostsee oder auch mal nach MeckPom (Mecklenburg-Vorpommern) an einen schönen See, je nachdem, was Vater oder Mutter beim FDGB ergattern oder mit Vitamin B besorgen konnten. Schön war das immer, aber eben nicht ganz so toll wie im Ferienlager, wo wir Kinder noch mehr Freiheiten hatten.

Das Ferienlager-Programm: Sommer, Sonne, Badespaß, Neptun-Fest, Wanderungen in die Umgebung, Kanu fahren, Fußballturniere, abendliche Lagerfeuer mit Wurstgrillen und Nachtwanderungen. Kurz, es war ein Riesenabenteuer und alle fielen abends todmüde in die Betten. Die Verpflegung war hervorragend und das war auch notwendig, da all die kleinen Racker einen ordentlichen Hunger hatten. Wie ich später erfuhr, hatten die Betriebe für ihre jeweiligen Ferienlager sogenannte „Sonderkontingente“ für Fleisch und Wurstwaren zur Verfügung gestellt bekommen, die sie natürlich auch abriefen.

Das heißt, die Küchen der Ferienlager wurden mit allem beliefert, was das Herz (und der Koch) begehrte. Hier wurde an nichts gespart und ich erinnere mich gut daran, dass es oft Rindfleisch gab (d.h. Rinderbraten oder Rouladen), etwas, das für Normalbürger kaum zu bekommen war. Die Kosten beliefen sich pro Kind auf läppische 20,- Mark, und in der Regel bekam man auch 20,- Mark von den Eltern als Taschengeld, die man aber fast nie aufbrauchte, da ja praktisch alles kostenlos zur Verfügung stand.

Was in einem Ferienlager ab einem gewissen Alter wohl auch jeder erlebt hat, war die erste große Liebe. Mich erwischte es mit 13 Jahren und es war kein kleines Mädel in meinem Alter, nein, es war meine Betreuerin, in die ich schock verliebt war! Sie war 19 Jahre alt, hatte blonde, lange Haare, blaue Augen und eine Traumfigur. Ich war hin und weg, wohl wissend bzw. ahnend, dass da nie was passieren würde. Aber, träumen war ja erlaubt, und so träumte ich von meinem ersten Kuss.

Das nächste große Erlebnis eines jeden Jugendlichen in der DDR war die Jugendweihe, die in der 8. Klasse stattfand. Auf zwei Dinge freute man sich besonders: erstens natürlich auf die Fete danach, und zweitens auf das Jugendweihe-Geld, das in der Regel von den Verwandten reichlich in kleinen Briefumschlägen verpackt übergeben wurde. Bei mir waren es satte 850,- Mark, davon kaufte ich mir den damals brandneuen Radio-Kassettenrecorder Stern 2000.



Foto: Meine Klasse anlässlich der Jugendweihe

Das war 1974 und glücklich, wie ich damals war, ärgerte ich mich ein Jahr später fast zu Tode, denn da kamen die ersten S 50 für 1200,- Mark auf den Markt. Diese geile Karre konnte man überall kaufen, Wartezeiten gab es praktisch keine, aber mir fehlte jetzt das Geld dafür. Es war zum Heulen und mit Ferienarbeit konnte man mit etwas Glück lediglich 400,- Mark verdienen. Geschenkt gab es so was nicht, denn 1975 lag ein Facharbeiterlohn bei 600.- Mark. Das mir Vatern diesen Traum erfüllte, konnte ich also vergessen.

Aber zurück zur Jugendweihe. Die Feierstunde selbst war den meisten von uns unangenehm, denn neben dem Gelaber über den Sozialismus waren da unsere Klamotten, in denen wir uns sichtlich unwohl fühlten. Auf dem Foto der Jugendweihe sieht man den letzten Schrei der DDR-Jugendmode des Jahres 1974.

Und falls jetzt viele überrascht nachzählen: wir waren tatsächlich nur 14 Schüler in der Klasse. Das hatte natürlich seinen Grund, denn als wir 1974 in unsere Platte einzogen, standen noch nicht so viele Häuser; alles war noch im Aufbau und das Neubaugebiet noch lange nicht fertig. Die Schule wurde aber mit als erstes gebaut und die Schülerzahl vergrößerte sich somit nur sehr langsam. Übrigens, falls sich hier jemand auf dem Foto wiedererkennt, bitte mit mir Kontakt aufnehmen. Ich war 2024 zur 50-jährigen Schulfreier extra aus Bayern angereist, aber leider traf ich keinen meiner ehemaligen Mitschüler an.

Die Feierstunde war also nicht so mein Fall, aber die Fete danach, die hatte es in sich! Mutter hatte wieder geheiratet

und mein Stiefvater hatte uns wie selbstverständlich an Kindes statt angenommen, wofür wir ihm bis heute noch sehr dankbar sind. Er war ab da einfach unser Papa und er ist es bis heute geblieben. Vater hatte in unserem Schrebergartenverein die ganze Kneipe reserviert, in die wir samt der großen Verwandtschaft einfielen. Hier gab es für mich die vielen Geschenke und die berühmten Umschläge.

Mit dabei auch Verwandtschaft aus dem Westen und jeder kann bestimmt nachvollziehen, wie ich mich am nächsten Tag gefreut habe, als ich das Westpaket öffnete. Es enthielt einen kompletten Jeansanzug der Marke „Mustang“, also Hose, Weste und Jacke.

Ich war hin und weg und alles passte perfekt. Mein zwei Jahre jüngerer Bruder freute sich mit mir, denn er wusste da bereits, dass ich aus den Sachen herauswachsen und er die Teile „erben“ würde.

Bei der Fete lief einer meiner Onkel zur Höchstform auf, denn er sah nicht nur so aus wie Heinz Erhardt, sondern konnte ihn auch perfekt nachmachen. Wir kamen aus dem Lachen nicht mehr heraus und aus dem Lachen wurde geradezu ein Gebrüll, als er anfing, politische Witze zum Besten zu geben. Besonders gerne lästerte er über Ulbricht und Honecker, wobei er beide täuschend echt imitieren konnte. Mit der zunehmenden Schärfe der Witze fühlte sich unsere Westverwandtschaft sichtlich unwohl, denn sie glaubte, dass gleich die Stasi erscheinen und alle verhaften werde. Aber wir konnten sie beruhigen, denn wir waren ja unter uns, und natürlich geschah da gar nichts.

Vor der Fete hatte mich Vater beiseite genommen und zu mir gesagt, dass ich für Bier und Schnaps nun alt genug wäre und er mir grünes Licht gäbe (sehr zum Ärger meiner Mutter), allerdings unter einer Bedingung: Wenn er mir sagt „Jetzt ist Schluss!“, dann ist Schluss. Das Problem war allerdings, dass er eher unter dem Tisch lag als ich und dass dann meine arme Mutter alle Hände voll mit mir zu tun hatte.

Tja, so war das damals und es war herrlich. Die Fete ging bis in die tiefe Nacht hinein. Wie ich heimkam, weiß ich nicht mehr, nur, dass mir am ganzen nächsten Tag sauschlecht war und ich den ersten ausgewachsenen Kater meines Lebens hatte. Meinem Vater ging es nicht anders und wir mussten die Rache von Muttern ausbaden, die uns deutlich spüren ließ, dass sie stinksauer war.

Zum Schluss noch ein Wort zu unseren Lehrern. Ich glaube, fast alle Kinder in der DDR hatten tolle Lehrer und Lehrerinnen, die zwar oft notgedrungen den Müll der SED von sich geben mussten, aber uns trotz alledem ein großes Wissen vermittelten. Von den Peinlichkeiten der heutigen Zeit, dass z.B. Grundschüler nicht mal Deutsch können, fange ich da gar nicht erst an.

Und natürlich kann ich hier nur von mir selbst berichten. Schon in der Grundschule, die für mich 1967 begann, schloss mich meine Lehrerin Frau Pükler in ihr mütterliches Herz, und das, obwohl ich ein Scheidungskind war, was damals eher selten vorkam. Sie hat mir also immer ein bisschen mehr geholfen als den anderen, mich immer ein wenig bevorzugt und ich vergesse nie ihr strahlendes Lächeln und ihre lobenden Worte, wenn ich

mal besser als die anderen der Klasse war. Wenn ich mir auf dem Schulhof mal beim Herumtollen das Knie aufschlug, nahm sie mich in den Arm, obwohl ich gar nicht heulte, denn heulen war was für kleine Mädchen. Kurz, ich werde die gute Frau Pükler nie vergessen, die mich vier Jahre lang begleitete und auch immer ein Auge zukniff, wenn ich es mal gar zu dolle trieb. Denn ich war schon ein ziemlicher Racker, der massenhaft Streiche auf Lager hatte.

Viel später (ab der achten Klasse in der POS) war mein Klassenlehrer mein Held (er ist auf dem Foto der Jugendweihe zu sehen). Er unterrichtete Deutsch und Musik und brachte uns Goethe und Schiller mit seiner ganz eigenen und unnachahmlichen Art näher, spielte wunderbar Klavier und begeisterte die ganze Klasse für Shakespeare und speziell für Macbeth. Mit uns gründete er eine kleine Theatergruppe und wir übten emsig dieses Stück ein, was dann eines Abends vor den Eltern aufgeführt wurde.

Ich war der arme Othello und meine Freundin Bettina die Desdemona, die ich in dem Stück natürlich erstechen musste. Leider war ich so aufgeregt, dass ich dachte, das entsprechende Stichwort wäre schon gefallen, was dazu führte, dass ich meine Bettina zu früh erdolchte, was große Heiterkeit beim Publikum erzeugte, da Bettina gar nicht daran dachte umzufallen. Aus der Heiterkeit wurde dann ein schallendes Gelächter, denn Bettina trat mir nun gegen das Schienbein und zischte mich laut an: „Doch nicht jetzt, du Depp!“